

Heimat im suburbanen Raum?! Heimisch zwischen Heim und HeimArt

Göb, Angelina

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL)

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Göb, A. (2019). Heimat im suburbanen Raum?! Heimisch zwischen Heim und HeimArt. *Informationen zur Raumentwicklung*, 2, 48-57. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-72955-0>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-SA Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-SA Licence (Attribution-NonCommercial-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0>



HEIMAT IM SUBURBANEN RAUM?!

Heimisch zwischen Heim und HeimArt



Foto: Angelika Göb

Kann Suburbia Heimat sein oder muss sie es sogar? Wenn ja, für wen und in welcher Form? Mit diesen Fragen beschäftigt sich der nachfolgende Beitrag und stellt anhand einer qualitativen Studie heraus, ob und wie sich Heimat im Suburbanen – aus Sicht ihrer Bewohner – darstellt.

Angelina Göb

ist Diplom-Geographin und wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Geschäftsstelle der Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) in Hannover. Ihre planungstheoretischen und -praktischen Schwerpunkte liegen im Bereich der Stadtentwicklung und Stadtforschung sowie der qualitativen Raumanalyse.
goeb@arl-net.de

„Das ist für mich normal, da bin ich eben. [...] Das ist Zuhause wie man immer so sagt, Heimat.“

Zur Ambivalenz von suburbanem Raum und Heimat

Die oben zitierte Frau G.¹ lebt im suburbanen Raum vielleicht ohne es zu wissen, jedenfalls ohne es zu thematisieren. Wozu auch, handelt es sich doch um eine ihr selbstverständliche, unhinterfragte Lebenswelt und gelebte Praxis, die keiner Explikation bedarf. So wundert es nicht, dass den meisten Menschen klassische Begriffe der raumbezogenen Planung und Forschung fremd sind und keine Verwendung in ihrem Alltag finden (vgl. Hesse 2016: 312).

Trotz einer Vielfalt wissenschaftlicher Termini für den suburbanen Raum², klären die meisten Untersuchungen bislang nicht, „was Suburbia tatsächlich ist“ (Hesse 2004: 7) und inwiefern dieser Raum Heimat ist (BMVBS 2013: 14) – insbesondere aus Sicht ihrer Bewohner³. Eine Definition scheint vor dem Hintergrund steter Transformation des und im Suburbanen, der phänotypischen, funktionalen, sozialen und räumlichen Diversität kaum möglich (Sieverts et al. 2005: 32 ff.). Zwischen struktureller Anpassung und praktischer Aushandlung wird Suburbia immer wieder (re-)produziert; ist und bleibt offen für veränderte Aktionsformen, Nutzungsansprüche und -konkurrenzen (Brake/Einacker/Mäding 2005: 16 ff.). Deshalb kann auch weder von *dem* suburbanen Raum noch *den* Suburbaniten gesprochen werden (BMVBS 2013: 125; Menzl 2007: 398).

Genauso wenig kann von *der* Heimat gesprochen werden. Denn unter den Begriff fallen individuelle und kollektive Wahrnehmungs- und Aneignungsweisen, die auf „persönliche und emotionsbezogene Bindung[en] von Menschen an bestimmte Orte oder Gebiete“ (Haller/Jahnke/Leue 2006: 61) verweisen. Heimat ist keine konstante Emotions- und Raumkategorie, sondern unterliegt Wandlungsprozessen in Bezug auf ihre (Be-)Deutung. Trotzdem nimmt Sieverts zufolge Heimat eine „doppelte Singularität in Anspruch“, die sich aus ihrem „Einzigkeitscharakter“ und „subjektbezogenen Empfinden“ zusammensetzt (2015: 9). „Diese Faktoren machen Heimat zu einem hoch umstrittenen Thema und schwer handhabbaren Forschungsgegenstand“ (ebd. 2015: 9), entsprechendes gilt für suburbane Räume (vgl. Vicenzotti 2011).

Beide Phänomene – Heimat und suburbaner Raum – sind in ihrer Komplexität und Begriffsvielfalt nicht eindeutig fassbar oder abschließend definierbar. Eine Abgrenzung gelingt dennoch, nämlich im Diskurs: über Kontrast, Negierung oder Relationierung. Vereinfacht „liegt“ Heimat dann zwischen Verlust und Vorhandensein; Suburbia zwischen Stadt und

Land, Hier und Dort, Dynamik und Statik. Beiden Begriffen wohnt in ihrer ambivalenten (Bedeutungs-)Gestalt ein raumzeitlicher Wandel inne, deren transformatorischer Gehalt in Wechselwirkung mit (inter-)subjektiven Wahrnehmungs- und Handlungsprozessen der physisch-materiellen und der sozial-konstruierten Welt steht.

Kann suburbaner Raum Heimat sein?

Nach Mitscherlich kann nur „die gestaltete Stadt Heimat werden, die bloß agglomerierte nicht“, weil Heimat nach „Markierung der Identität des Ortes“ verlangt (1965: 15). So stellt auch Sieverts für die Zwischenstadt als „Raum ohne Namen und ohne Anschauung“ (2008: 13) fest, dass es notwendig ist, sich um Lesbarkeit und Begreifbarkeit dieses Raumtyps zu bemühen; Eigenschaften, die Voraussetzung dafür sind, diesen „wahrzunehmen und zu erleben“ um „eine Identität von Gesellschaft und Raum herzustellen“ (2008: 77). Ihm ist eine „Anästhetik“ (ebd. 2008: 107) inhärent, welche die Frage aufkommen lässt, ob und wie ein solcher Raum überhaupt Heimat sein kann.

Dabei ist, wie auch das Zitat von Frau G. darlegt, Suburbia „ein Stück normale Stadt aus der inneren Sicht ihrer Bewohner. Sie haben das große alte Versprechen der Planungsmoderne, die Bilderbuchhochzeit von Stadt und Landschaft angenommen und sich darin eingerichtet, [...] für sich Heimat geschaffen. Eigentlich scheint es den meisten zu gefallen, nur nicht der Architekten- und Planerschaft“ (Bormann et al. 2005: 49). Aber: Heimat ist Alltag. Deswegen wird man wohl zuallererst sesshaft im eigens gewählten Lebensentwurf (Sieverts et al. 2005: 50). Suburbane Räume können also Heimat(en) sein, bleibt die Frage: für wen, warum und unter welchen Bedingungen.

(1) Frau G. ist Teilnehmerin der Studie, die nachfolgend ausgeführt wird.

(2) Die in den Zitaten benutzten Termini wie Suburbia, Agglomeration und Zwischenstadt werden zum hier verwendeten Begriff suburbaner Raum bei inhaltlicher Übereinstimmung synonym benutzt.

(3) Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird ausschließlich die männliche Form verwendet. Sie bezieht sich auf Personen beiderlei Geschlechts.



Foto: Friederike Vogel

Zwischenstadt als „Raum ohne Namen“



Foto: Angelika Göb

Heimat ist Alltag: im Zuhause eingerichtet

Zur Studie und den Ergebnissen

Ob und wie sich Heimat im suburbanen Raum finden lässt, wird nachfolgend auf der Grundlage eigener Erhebungen in zwei Untersuchungsräumen der Region Hannover⁴ herausgestellt. Diese sind als „klassisch suburban“ (Hesse 2004: 71) zu bezeichnen, da sie am Stadtrand nordöstlich bzw. südwestlich⁵ von Hannover liegen und entsprechende strukturelle Eigenschaften (Sieverts et al. 2005: 33) aufweisen. Die Daten sind im Rahmen von qualitativen Interviews mit einem auf Breite und Vielschichtigkeit angelegten Sample (45 Teilnehmer) im Jahr 2017 erhoben worden. Im Anschluss werden erste Auswertungsergebnisse präsentiert, die Beheimatungstendenzen der suburbanen Bewohner aufzeigen.

Heimat und Heimaten

„Das ist meine Heimat! Also ich bin hier quasi ein Stückchen weiter geboren und hier aufgewachsen, das ist meine Heimat“ betont Frau H. gleich zu Beginn des Interviews. „Ich wohne gerne hier“ und „habe noch nie den Gedanken gehabt wegzuziehen“ (NO, 65 J.)⁶. Frau H. verortet Heimat räumlich. Bei ihr fällt zusammen, was andere Interviewte aufgrund ihrer (Wohn-)Biographie trennen. „Heimisch das bezieht man ja quasi auf die Heimat, wo man geboren wurde, wo man aufgewachsen ist“ (Fr. H., NO, 36 J.), „das hat ja mit Kindheit zu tun“ (Frau H., SW, 59 J.). Heimat ist in diesem Fall an den Ort der Primärsozialisation gekoppelt, der einzig

„wahren Heimat“, die weder ersetz- noch austauschbar ist. „Also Zuhause ist momentan hier und Heimat ist Bremen“ (Frau K., NO, 51 J.).

Im Gegensatz dazu gibt es aber auch Interviewte, deren heimatische Verortung sich äquivalent auf mehrere Orte erstreckt. In der Pluralität ihre „Wahl-Heimaten“ können diese zeitlich sowie räumlich nebeneinanderstehen, „inhaltlich“ gegeneinander abgegrenzt werden oder miteinander verflochten sein. „Ich empfinde mich heute noch als geborener Berliner, Berlin als meine Heimat. Ich empfinde Lübeck als meine zweite Heimat, wo ich also meine Jugendzeit ver-

(4)

Aufgrund der zunehmenden Ausdifferenzierung suburbaner Räume sind die vorliegenden Ergebnisse nicht ohne Weiteres verallgemeiner- bzw. übertragbar. Dies ist bei der Ergebnisdarstellung zu beachten.

(5)

Im Folgenden werden die Untersuchungsräume mit NO und SW, entsprechend ihrer Lage zu Hannover, abgekürzt.

(6)

Die Zitate sind den Interviews entnommen. Zur Wahrung der Anonymität wird ein Kürzel zur Kennzeichnung der Teilnehmer verwendet, ergänzt um den jeweiligen Untersuchungsraum und das Alter (Bsp.: Fr. H, NO, 65 J.).

bracht habe, wesentliche Jahre, wo ich harte Nachkriegsjahre erlebt habe. Das ist für mich meine zweite Heimat und NO ist für mich meine dritte Heimat. Denn auch hier habe ich Anbindung, zwischenmenschliche Kontakte, Freundschaften, die also ein Gefühl von Heimat geben können“ (Hr. M.-J., NO, 86 J.).

Heimat: ein Ort und ein Zuhause

„Also wenn ich alles hätte und würde am Alpenrand wohnen, wäre das keine Heimat für mich. Es ist auch so dieses Norddeutsche, die Nähe zum Meer“ (Fr. H., SW, 65 J.). Die Raumbezogenheit von Heimat spiegelt sich in den Interviews auf unterschiedlichen Maßstabsebenen wider. Die Skalierung zeigt regionale Verflechtungen, lokale Bezüge und sublokale Orientierungen: „In Bayern verwurzelt, in Niedersachsen daheim, in der Welt zu Hause“ (Hr. B., NO, 82 J.). „Heimat ist für mich Hannover insbesondere der südliche Bereich SWs so im Umkreis fünf Kilometer“ (Hr. K., SW, 56 J.). Daneben wird ganz konkret der Wohnort als Heimat bezeichnet. „Heimisch, würde ich sagen, oder Heimat, das ist ja irgendwie was, wo man sich im Schlaf auskennt. [...] Wenn man rausgeht, trifft man halt auch mal Leute, die man gut kennt und wo man sich dann auch mal die Zeit nimmt, sich ein bisschen mit denen zu unterhalten. Da ist man einfach gerne, sagen wir es doch mal so“ (Hr. S., NO, 32 Jahre). Sich auskennen und einander kennen weist hier auf eine emotionale Verbundenheit in Form einer Identifikation von und mit dem Raum (sowie den Menschen) hin. „[NO] ist für mich Heimat, Zuhause, Heimat. Kann mir nicht vorstellen, irgendwo anders zu leben. Ich bin immer wieder froh, wenn ich hier zurückkomme“ (Frau S., NO, 75 J.).



Foto: alexeyzhilkin/freepik

Zuhause als Ort der Stabilität und Geborgenheit

Frau S.s Zitat zeigt, dass Heimat weitaus häufiger und direkter mit der sublokalen Ebene⁷, dem Zuhause gleichgesetzt wird. „Also zu Hause und heimisch ist ganz direkt hier: mein Zuhause, mein Haus, so diese Scholle, diese kleine Scholle“ (Fr. R., NO, 67 J.). „Weil ich so eine sehr Heimische bin. Ich fühle mich am besten Zuhause“ (Fr. C., NO, 42 J.). „Ich mag meine Privatheit. Das ist für mich oberstes Gebot, absolute Maxime. [...] Ich mag unsere [Wohnung] eben gerne wegen der Nichteinsehbarkeit und der Abgeschlossenheit. Ich will die Anonymität“ (Herr G., SW, 80 J.). Diese gewährleistet das Zuhause wie verschiedene andere Funktionen, welche die Interviewten nachfragen. „Wenn ich nach Hause komme und die Tür schließe das bedeutet Rückhalt, Sicherheit. Das ist für mich zu Hause. Punkt“ (Fr. L., NO, 38 J.).

Zuhause ist Heimat und umgekehrt, Ort der Stabilität und Kontinuität, sinnbildlich „Burg“ (Herr S., SW, 80 J.) und „Lebensmittelpunkt“ (Frau H., NO, 85 J.), fest verankerter Rückzugs- und Kompensationsraum. „Ich bin sudentendeutscher, bin also Flüchtling. Für mich bedeutet dann natürlich Zuhause eine Menge [...], weil ich irgendwo vier Wände brauche, wo ich für mich alleine bin bzw. in meinem Kreis bin und wo ich auch abschalten kann und Ruhe finden kann, weil ich sonst ziemlich umtriebig bin [...]. Ich brauche das wieder zum Krafttanken, Aufladen, um wieder etwas Neues zu unternehmen, Gedanken zu sortieren und so etwas alles“ (Herr F., NO, 80 J.). Als Refugium ist das Zuhause frei von gesellschaftlichen Zwängen und Konventionen. „Hier kann ich machen, was ich will. Also hier habe ich nur meine eigenen Regeln“ (Hr. B., NO, 82 J.). „Wo man nicht das Gefühl hat, dass ewig irgendwelche Anforderungen an einen gestellt werden“ (Fr. R., NO, 39 J.).

Heimat-Stücke und Heimat-Wandel

„Losgelöst von NO, weit losgelöst“ ist Heimat für Herrn H. (NO, 81 J.). So wie er fokussieren viele Interviewte zuvorderst immaterielle Aspekte, die an ein konkretes Heimat-Erleben gebunden sind. Dabei ist Heimat „so vielschichtig, das kann man gar nicht so beantworten“ (Fr. K., NO, 59 J.). In der Vorstellung der Interviewten setzt sich das Heimat-Konstrukt meist aus unterschiedlichen „Stücken“ (Herr N., NO, 21 J.; Herr K., SW, 56 J.) zusammen. Diese Kompartimente stehen aber nicht unbedingt gleichwertig nebeneinander, sondern weisen Abstufungen sowie Priorisierungen auf, die für die eigene Heimat-Abgrenzung elementar sind. „Der engste

(7)

„Sublokal“ hier definiert nach Gans (1969: 173), der Sublokalität als Konzentration auf die Ebene der Familie und des Eigenheims bezieht.

Begriff von Heimat ist natürlich mein Haus, meine Familie, meine Freunde. Und das ist für mich das Wichtigste“ (Fr. H., SW, 65 J.). Hinter diesen Aussagen stehen subjektive und intersubjektive Bedeutungszuschreibungen, die aufgrund ihrer scheinbaren Trivialität im Interview oftmals nicht weiter ausgeführt werden.

Heimat zeichnet sich neben ihrer Komplexität auch durch eine Prozessualität aus. „[NO] ist meine Heimat geworden würde ich sagen. Ich habe meine Kinder hier bekommen, habe hier geheiratet und mich wieder scheiden lassen. Ich bin schon verwurzelt hier“ (Fr. K., NO, 59 J.). „Wenn man hier 27 Jahre [nach dem Rückzug] und vielleicht auch noch 20 Jahre vorher wohnt [Bezug zum Aufgewachsenen], dann ist das Heimat. Das ist so“ (Fr. G., SW, 60 J.). Ob und wie sich ein Heimat-Gefühl bei den Interviewten manifestiert, hängt also von ganz unterschiedlichen Faktoren und Rahmenbedingungen ab. „Ich finde NO ist für mich ein unheimlich guter Standort. Im Moment“ (Fr. R., NO, 67 J.). Die (Weiter-)Entwicklung von und zu Heimat ist in einen dynamischen Prozess eingebunden; Bedeutungszuschreibungen räumlich und zeitlich transformierbar. „Manchmal werde ich korrigiert von Freunden, die sagen, du bist keine Hannoveranerin mehr, du bist jetzt SW-lerin. Diesbezüglich sind wir glaube ich noch nicht wirklich angekommen“ (Fr. M., SW, 47 J.). Dass die eigene Zugehörigkeit und heimatliche Verortung nicht zu einem fest definierbaren Zeitpunkt vorliegt, sich weitestgehend unbewusst vollzieht, zeigen manche Widersprüche „Seit ‚59 hier wohnend. Das ist meine Heimat – ist es nicht. Dass der Begriff dazu reicht, nein. [...] Ja also so eine Art Heimat ist es im Endeffekt doch“ (Fr. Kr., SW, 76 J.).

Heimat individuell kreiert

„Für mich ist Heimat eigentlich so ein Wohlgefühl-Modus in dem ich mich dann befinden möchte. Also das heißt, ich möchte gerne nach Hause kommen und mich heimisch fühlen“ (Fr. K., SW, 56 J.). Der gewünschte Modus wird über das Einrichten und die Einrichtung aktiv hergestellt. Damit alles so ist – das Leben, die Wohnung, das Umfeld – wie es zu einem „passt“ (Fr. S., NO, 66 J.), wie man es sich über Jahre passend gemacht hat. „Also wie das hier gestaltet ist, wie die Nachbarn wohnen, wie die Nachbarn sich so die Gärten gemacht haben, es ist alles so nett und passig. [...] Und das ist dann einfach so entstanden. Indem das Haus von innen glaube ich fertiger wurde, der Garten fertiger wurde, man einige Nachbarn näher kennengelernt hat. [...] Spätestens dann, als die Kinder da waren“ (Fr. C., NO, 42 J.). Die Bedeutungsgestalt von Heimat entfaltet sich bei fast allen Interviewten erst richtig, wenn sie Bestandteil des Alltags ihrer Bewohner wird. „Wir konnten hier relativ schnell Wurzeln schlagen. Ich glaube das liegt daran, dass wir das Haus um-



Foto: Friederike Vogel

Individuell konstruierte HeimArt

gebaut haben. Also wir haben es uns angeeignet“ (Fr. B., SW, 34 J.). Durch die Erschaffung eines individualisierten Raumes, zu dem eine tiefe persönliche Bindung besteht, wird „HeimArt“ konstruiert. Die Kunst des Heimisch-Werdens gelingt über die eigene, „Do it yourself“-Gestaltung vornehmlich Zuhause, weil sie direkt und ohne größere Kompromisse umgesetzt werden kann. Im Fokus des Identifikationsprozesses der Interviewten steht somit das Heim als Kernbereich ihrer subjektiven Lebenswelt und Handlungsautonomie.

Beheimatungstendenzen

Das Heim und Heimischsein in den eigenen vier Wänden bietet nicht nur den Älteren Sicherheit in Form von Vertrautheit, sondern auch denjenigen, die durch Flucht und Umzüge an diesem Ort „gelandet“ sind. Daneben sind es Vollzeit erwerbstätige Paare (in Familien), die über die „Einhausung“ verschiedene Lebenswelten voneinander trennen möchten (beruflich vs. privat) und sich dafür baulich und sozial von einem „Außen“ abgrenzen. Heimat-Empfinden ist bei den Interviewten nicht zwangsläufig an das Eigenheim gebunden, sondern unabhängig von der Wohnform (Einfamilien-, Reihen- oder Mehrfamilienhaus, Miete oder Eigentum, Bestand oder Neubau, Untersuchungsgebiet NO oder SW).

Zusammenfassend lässt sich anhand der vorgestellten Beheimatungstendenzen (Heimat und Heimaten, Heimat: ein Ort und ein Zuhause, Heimat-Stücke und Heimat-Wandel,

Heimat individuell kreiert) zeigen, dass Heimat immer irgendwie, irgendwo – zwischen der Gewohnheit des Entstanden- bzw. Soseins und dem (angestrebten) Zustand im Werden – verortbar ist. Ambiguitäten und Aufschichtungen von Heimat-Elementen liegen bei der Relevanzsetzung der

Interviewten ebenso vor wie (Un-)Gleichzeitigkeiten hinsichtlich der alltäglichen Aneignung. Heimat setzt sich, das zeigen die Interviewaussagen, aus reziproken und ineinander verschränkten Dimensionen zusammen. Sie ist, wie der suburbane Raum auch, keine Entweder-oder-Kategorie, sondern vielmehr ein Sowohl-als-auch.

Heim(isch) statt Heimat

Um das Spezifische an dem suburbanen Heimatgebilde zu verdeutlichen, wird Bezug auf Menzls empirische Studie zum „suburban way of life“ genommen. Zu dessen Ausprägungsqualität zählt die sublokale Orientierung ebenso wie der Wohnort als Rückzugsort (2007: 401). Demnach „liegt“ Heimat vornehmlich im Heim, der Nahwelt und in Form einer „rationalen“ Bindungswirkung der Bewohner vor. Diese zeichnet sich durch eine lokale, funktionale, also komplexitätsreduzierende Raumnutzung zur Erledigung der Alltagsbedürfnisse aus. „Sozial“ wird eine Bindung hingegen erst, wenn sie auf lokalen Kontakten und Netzwerken (Vereinsmitgliedschaften u. ä.) beruht. Diese Bindungen werden nachgefragt und akzeptiert, zum Teil (temporär) intensiviert, so lange es für die Bewältigung des Alltags hilfreich und/ oder wünschenswert ist. Als Bestandteil konsistenter Alltagsarrangements sind sie für den Einzelnen jedoch weniger leicht austausch- und kompensierbar und für die Gemeinschaft verbindlich. Erhalten Bindungen darüber hinaus eine emotionale Komponente, kann von raumbezogener Identität gesprochen werden. Diese hängt oft mit einer langen Wohndauer, einem intensiven Engagement in Politik und Vereinen zusammen, wodurch der Gemeinde bzw. dem Gemeinwesen eine gesteigerte Aufmerksamkeit zukommt. Diese Identifikation mit dem Ort wird von den meisten Bewohnern weniger (direkt) angestrebt wohingegen sich soziale Netzwerke, (Vereins-)Mitgliedschaften und (Bürger-)Initiativen gerade dann ausbilden, wenn sie einen persönlichen Mehrwert generieren. Ohne existenzielle „Bedrohung“ von Heim und Heimat – aufgrund demografischer, finanzieller und infrastruktureller Veränderungen der Gemeinde – scheint die Verantwortungsübernahme der Bewohner durch gemeinschaftliches Engagement aber nur mittelbare Relevanz zu besitzen.

Das heißt: Bewohner Suburbias können, müssen jedoch keine Bindung(en) resp. Heimat(en) im Ort entwickeln. Allerdings führt die soziale und räumliche Überschaubarkeit im suburbanen Raum zwangsläufig zu (ungeplanten) Begegnungen einander bekannter Personen und dadurch zu einer „Entprivatisierung des privaten Raums“ (Schmidt-Lauber

2010: 21). Sofern dieser Umstand von den Interviewten als negativ wahrgenommen wird, liegt der Rückzug ins Heim als Handlungsstrategie zur „Re-Privatisierung“ nahe. Denn „was macht eine Wohnung zum Heimat?“ – nach Mitscherlich die Kopräsenz von „Heimlichkeit und Gemeinsamkeit“ (1965: 123; 136 f.). Der Domi-Zentrismus kann aber auch als Gegenposition auf die Entfremdungserfahrung – zwischen gesteigerter Raumbindung und -ablösung – gelesen werden, wobei die Wohnung einen Komplementärraum zur globalisierten Welt darstellt, der begreifbar und beeinflussbar ist. Als Zentrum der subjektiven Lebenswelt und Ort der personalen Identifikation ermöglicht dieser leichtes Handeln, relative Autonomie und Handlungsfreiheit (Weichhart 1990: 38). Deswegen tritt auch die Bedeutung der Gemeinde hinter die des Mikrostandortes Heim zurück, weil mit der rationalen Bindung eine „stark ‚sublokale‘ Orientierung auf die eigene Familie und das Eigenheim“ (Menzl 2007: 338) einhergeht.

Muss Suburbaner Raum Heimat sein?

Suburbaner Raum kann, wie die Zitate belegen, Heimat sein, wengleich die Verwendung des Terminus bei den Interviewten vielfach (bewusst) ausgespart wird. Dementsprechend ist weitaus häufiger vom heimisch sein, werden oder sich heimisch fühlen als ge- und erlebtem Zustand bzw. Prozess die Rede. Inwiefern die von Planern geforderte Lesbarkeit und „Ästhetisierung“ von suburbanen Räumen zur Identifikationssteigerung und „Verheimlichung“ überhaupt notwendig ist, bleibt im Rahmen der Studie offen. Doch scheint es sich um einen „Denkfehler der Planerschaft“ zu handeln, so Bormann et al., „nicht von ihnen identifizierte Räume als unidentifizierte zu betrachten. [...] Trotz massiver Kritik der planenden Profession [ist die Agglomeration] für den Großteil der Bevölkerung gesellschaftsstrukturell bestimmte Alltagswelt oder schlicht Heimat. [...] Zwar mag jenen Räumen der kritische Aspekt von Architektur oder Raumstruktur als Kunst fehlen, doch bedeutet dies kaum Identitätslosigkeit“ (2005: 50). Dennoch setzen zahlreiche Handlungsstrategien zur Aufwertung und Qualifizierung suburbaner Räume den Schwerpunkt primär auf gestalterische Aspekte (vgl. Schrif-

tenreihe Zwischenstadt des Ladenburger Kollegs). Indessen versuchen andere Ansätze wie das Placemaking nach Fürst (2010; 2005) systematische Erfassungs- und Beobachtungsinstrumente mit baulich-funktionalen Maßnahmen sowie kollektiven Prozessen zur Identitäts- und Identifikationssteigerung zu kombinieren.

Heimat durch Placemaking?

„Placemaking bezieht sich primär auf jenen öffentlichen Raum (Straßen, Plätze, Parks), der in der Wahrnehmung der Bürger und in der Art seiner Nutzung den Anforderungen höherwertiger Lebensqualität nicht mehr entspricht“ (Fürst 2010: 362). Der Rückgriff auf öffentliche Räume zur Profilierung wird „häufig von Planern [als] der entscheidende Hebel gesehen, um Ortsbindung zu intensivieren“ (Menzl 2007: 343). Außerdem bieten vornehmlich öffentliche Räume uneingeschränkte Zugänglichkeit und (rechtliche) Eingriffsmöglichkeiten für die Beplanung des kollektiven Guts. Baulich-gestalterische Aufgaben (z. B. die Schaffung kollektiver Raumsymbole wie Wahrzeichen) werden durch Strategien der Imagebildung ergänzt, um etwas Verbindendes zu manifestieren, das den Bindungsaufbau an den Wohnort erleichtern soll (Menzl 2007: 343). Hiernach geht „Placemaking [...] über rein partizipatorische Ansätze hinaus. Vielmehr ist die aktive Beteiligung der Bürger und Betriebe an der Entwicklung und Gestaltung des Raumes wesentlich“ (Fürst 2010: 362). Doch was heißt das für die Schaffung von Heimat qua (planungsbasierter) Identifikation in Suburbia?

Im Untersuchungsraum NO befindet sich der zentrale Platz derzeit in der Neugestaltung (unter Anwendung verschiedener Beteiligungsformate) und wird als „talk of the town“ auch in den Interviews thematisiert. Überwiegend negative Zuschreibungen hinsichtlich der Gestaltungselemente verbleiben meist oberflächlich und kaschieren eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber diesem Raum, in dem man sich als Bewohner ohnehin nicht aufhält (außer zur Querung). Wenn, so die allgemeine Ansicht, dann sollte er „schöner und freundlicher“ werden für „die Leute, dass die einen Treffpunkt haben, wo sie hingehen können“ (Frau K., NO, 36 J.), „für die, also gerade ältere Leute“ (Herr R., NO, 43 J.). Man selbst will diesen Ort gar nicht nutzen, erst recht keine (partizipative) Verantwortung übernehmen. Im Gegensatz zu originär städtischen Räumen lässt der öffentliche Raum im Suburbanen auch keine Begegnung mit Fremden und Fremdem zu, sondern nur mit Bekannten und Bekanntem, die man gemeinhin zu sich nach Hause einlädt. Da die Bewohner des suburbanen Raums, wie entlang der vorgebrachten Zitate und Menzls Studie ersichtlich, das Private dem Öffentlichen allem Anschein nach vorziehen, ist das Identifi-

kations- und Heimatbildungspotenzial öffentlicher Räume wohl eher fraglich. „Jetzt machen sie ja dieses Tamtam mit dem Marktplatz. Der ist ja mittlerweile schon dreimal umgebaut worden“ (Frau H., NO, 65 J.) und nichts ist passiert. „Wer da [was] implantieren könnte würde hier zum Hero werden. Aber das ist bisher über die Jahrzehnte nicht gelungen. [...] Gewiss spielt die Äußerlichkeit eine Rolle aber das alleine nicht“ (Herr H. NO, 81 J.). Es reicht eben nicht, öffentliche Räume zur Identitätsbildung zu planen, es muss sich auch jemand mit ihnen identifizieren, überhaupt für diese und ihre Nutzung interessieren.

Dass suburbaner Raum nur unter der Voraussetzung lebendiger politischer, sozialer und kultureller Teilhabe wie auch realer Sinneserfahrung (Sieverts 2008: 75) Heimat werden kann, scheint für die meisten Bewohner Suburbias nur eine geringe Relevanz zu haben bzw. optional zu sein. Mit der Fokussierung auf das Heim, dem Wunsch nach Rückzug, Sicherheit und Geborgenheit hängt ein „ausgesprochenes Desinteresse an allem Öffentlichen“ (Menzl 2007: 400) zusammen. Die Etablierung von informellen Ansätzen zur Kommunikation und Kooperation stehen dem Charakteristikum des „Raumtyps Privatopia“ (BMVBS 2005: 134) vielfach entgegen. Politik und Planung sind außerstande, diese Prozesse zu erzwingen. Zudem halten viele Bewohner „feste Bindung an den Wohnort für eine ‚vormoderne‘ Orientierung“ und möchten sich bei der Arbeitsplatzwahl und ihres Lebensentwurfs nicht einschränken (Menzl 2007: 345). So macht die fehlende (emotionale) Ortsbindung, die sich weder automatisch nach einer gewissen Wohndauer, noch von der Gemeinde(-politik) herstellen lässt, Beteiligungsformate zur wahren Herausforderung. Auch auf die raumbezogene Identifikation der Bewohner kann die Gemeinde über Identitätsbildungsprozesse nur begrenzt Einfluss nehmen, diese allenfalls erleichtern. Dies gelingt jedoch weniger durch ästhetisch-gestalterische als funktionale Maßnahmen, die den Alltag vor Ort erleichtern und bei strukturellen Barrieren ansetzen (zum Beispiel Betreuungsangebote für Kinder) (Menzl 2007: 344). Diese vor allem individuellen Alltagsarrangements berücksichtigt der Placemaking-Ansatz nicht direkt, er kann sogar „zu Einschränkungen individueller Gestaltungsmöglichkeiten führen, weil dem Kollektiv und der Bindung an den spezifischen Raum ein zu großes und ideologisch überfrachtetes Gewicht beigemessen wird“ (Fürst 2010: 361). Ganz davon abgesehen, dass sich Versuche der Integration und des Zusammenhalts – auch über Verstetigung – „lohnen“, bedeutet die hier dargestellte Präferenz für das Heim keineswegs, dass die Interviewten sich nicht engagieren oder potenziell bereit wären, eine Aufgabe für die Gemeinschaft zu übernehmen, nur liegt ihr räumlicher und inhaltlicher Fokus oftmals woanders.

Fazit

„Suburbia ist kein abstrakter Planungsgegenstand, sondern als Teil der Lebenswelt wahrzunehmen, die Wünsche und Sehnsüchte vieler Menschen nach dem idealen Wohnen und Leben befriedigt“ und dabei eng verbunden mit Themen wie „Heimat, Identität und Wohnzufriedenheit“ ist (Hesse et al. 2016: 286). Heim(at)-Empfinden wird primär mit dem privaten Raum in Verbindung gebracht und einer haus- und familienzentrierten Lebensweise. Und weil es im Suburbanen scheinbar „alles gibt“ (im Sinne von Gelegenheitsstrukturen), besteht für die Bewohner zumeist keine – bzw. nicht für alle – unmittelbare Handlungsnotwendigkeit „öffentlich“ Verantwortung zu übernehmen. Dennoch können soziale und emotionale Bindungen im und an den Ort (bürger-schaftliches) Engagement auf unterschiedlichsten Ebenen hervorrufen.

Neben dem niedragschwelligen „Nachbarschaftsdienst“ (Pakete annehmen, Blumen gießen etc.), sind auch Vorlese-Patenschaften im Kindergarten, Vereinstätigkeiten und politische Mitwirkung in der Gemeinde eine Option zur gesteigerten „Do it yourself“-Aneignung. Wegen der (sozialen und räumlichen) Nähe und Unmittelbarkeit im suburbanen Raum existieren vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten, die über das heimische Terrain hinausgehen. Ob diese genutzt werden oder nicht, hängt von der Wahrnehmung der Bewohner ab, den Rahmenbedingungen und subjektiven Einstellungen, die eine generelle Aussage zur Verantwortungsübernahme in Form von gemeinschaftlichen Engagement (und den daran anschließenden Fragen: in welcher Form, wie oft, wie lange usw.) erschweren. Das Potenzial dazu hat

Suburbia jedenfalls: als Möglichkeits- und Handlungsraum schafft sie „Identifikation, bietet Heimat, nicht nur aufgrund der großen Bedeutung von Wohneigentum und der damit einhergehenden räumlichen Bindung der Bevölkerung, sondern auch mit Blick auf die Überschaubarkeit der sozialen Strukturen, die Bedeutung von Vereinen, Nachbarschaftshilfe u. Ä.“ (BMVBS 2013: 14 f.).

Die aus den Interviewaussagen abgeleiteten Beheimatungstendenzen im Suburbanen stellen ein Konstrukt aus sich wechselseitig beeinflussenden Teilen dar, die nur analytisch voneinander getrennt werden können. Heimat zeichnet sich durch eine (Selbst-)Verortung der Bewohner auf unterschiedlichen Maßstabsebenen aus; ist komplex und dynamisch auch hinsichtlich ihrer (inter-)subjektiven Zusammensetzung von (im-)materiellen Eigenschaften sowie Gestaltungsmöglichkeiten. Beschreibbar, aber nicht abschließend definierbar sind sowohl Heimat als auch Suburbia individuell bzw. kollektiv ver- und aushandelbar. Heimat ist, wie es das Zitat von Frau G. einleitend demonstriert, „das Normale, das Tägliche“. Aufgrund dessen ist Heimat auch im Suburbanen irgendwie selbstverständlich und kommt größtenteils ohne Explikation und Benennung derselben aus. Beheimatung geschieht durch Aneignung im alltäglichen Gebrauch, weshalb planerische und politische Handlungsempfehlungen vor allem unterstützend auf Alltagsarrangements wirken können. Eine Identifikation von und mit Raum (als Heim(at)-Zuschreibung) nehmen die Bewohner von sich aus vor (individuell und/ oder kollektiv) ohne, dass es hierfür eines Eingriffs oder gar Umplanung von außen bedürfte.

Literatur

- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung,** BMVBS (Hrsg.), 2013: Suburbaner Raum im Lebenszyklus. BMVBS-Online-Publikation 24/2013. Zugriff: https://www.bbbsr.bund.de/BBBSR/DE/Veroeffentlichungen/ministerien/BMVBS/Online/2013/DL_ON24013.pdf?__blob=publicationFile&v=3 [abgerufen am 10.05.2019].
- Bormann, Oliver; Koch, Michael; Schmeing, Astrid; Schröder, Martin; Wall, Alex,** 2005: Zwischen Stadt Entwerfen. Zwischenstadt Band 5. Wuppertal.
- Brake, Klaus; Einacker, Ingo; Mäding, Heinrich,** 2005: Kräfte, Prozesse, Akteure: zur Empirie der Zwischenstadt. Zwischenstadt Band 3. Wuppertal.
- Fürst, Dietrich,** 2005: Place-Making als Ansatz, die regionale Selbststeuerung zu unterstützen? In: Fach, Wolfgang; Lutz, Wolfgang (Hrsg.): Region und Vision: Regionalpolitische Leitbilder im Vergleich. Kulturwissenschaftliche Regionenforschung, Bd. 3, Leipzig: 69–80.
- Fürst, Dietrich,** 2010: Placemaking. In: Henckel, Dietrich et al. (Hrsg.): Planen – Bauen – Umwelt. Ein Handbuch. Wiesbaden: 361–363.
- Haller, Christoph; Jahnke, Kerstin; Leue, Gerald,** (2006). Eisenhüttenstadt – Annäherungen an Identität und Image einer Stadt im Wandel. In: Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.): Zukunft von Stadt und Region. Bd. 3, Dimensionen städtischer Identität. Wiesbaden: 61–95.
- Hesse, Markus,** 2004: Mitten am Rand. Vorstadt, Suburbia, Zwischenstadt. In: Kommune, Bd. 22, H. 5: 70–74.
- Hesse, Markus; Mecklenbrauck, Ilka; Polivka, Jan; Reicher, Christa** (2016): Suburbia – quo vadis? Mögliche Zukünfte und Handlungsstrategien für den suburbanen Raum. In: Informationen zur Raumentwicklung H. 3: 275–287.
- Hesse, Markus,** 2016: Periurbain Luxembourg. Definition, Positioning and Discursive Construction of Suburban Spaces at the Border between City and Countryside. In: Wille, Christian; Reckinger, Rachel; Kmec, Sonja; Hesse, Markus (Hrsg.): Spaces and Identities in Border Regions. Politics – Media – Subjects. Bielefeld: 305–315.
- Menzl, Marcus,** 2007: Leben in Suburbia: Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg. Frankfurt am Main.
- Menzl, Marcus,** 2014: Urbanisierungsprozesse in Suburbia? Überlegungen zur Ubiquität der urbanen Lebensweise. In: Roost, Frank; Schmidt-Lauber, Brigitta., Hannemann, Christine; Othengrafen, Frank; Pohlan, Jörg (Hrsg.), Jahrbuch StadtRegion 2013/2014. Schwerpunkt: Urbane Peripherie. Opladen: 43–60.
- Mitscherlich, Alexander,** 1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt am Main.
- Schmidt-Lauber, Brigitta,** 2010: Urbanes Leben in der Mittelstadt: Kulturwissenschaftliche Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsfeld. In: Dies. (Hrsg.): Mittelstadt. Jenseits urbaner Metropolen. Frankfurt: 11–36.
- Sievers, Karen,** 2015: Lost in Transformation? Raumbezogene Bindungen im Wandel städtebaulicher Erneuerungsmaßnahmen. Wiesbaden.
- Sieverts, Thomas; Koch, Michael; Stein, Ursula; Steinbusch, Michael,** 2005: Zwischenstadt - inzwischen Stadt? Entdecken, begreifen, verändern. Zwischenstadt Querschnittsband. Wuppertal.
- Sieverts, Thomas,** 2008: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Bauwelt-Fundamente Bd. 118. 3. Auflage. Gütersloh.
- Vicenzotti, Vera,** 2011: Der „Zwischenstadt“-Diskurs: eine Analyse zwischen Wildnis, Kulturlandschaft und Stadt. Bielefeld.
- Weichhart, Peter,** 1990: Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. Erdkundliches Wissen 102. Stuttgart.